

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 18

Artikel: Der Erbonkel
Autor: Nägeli, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fresser» bekannt, während die Urner ihn als ihren «ältesten Landsmann» bezeichnen. «Es ist, als ob es der Föhn nähme», sagen die Appenzeller von etwas, das rasch abnimmt oder gar spurlos verschwindet. Daraus geht hervor, dass der Föhn manchenorts geradezu als Schelm betrachtet wird. «Wenn wir das alles gegessen haben, trägt uns der Föhn nicht mehr fort», behaupten die Berner Oberländer vor gehäuft vollen Speiseplatten. Ein Sprichwort der Bündner lautet: «Der liebe Gott und die Sonne richten im Frühling am Schnee nichts aus, wenn der Föhn nicht kommt.» Ähnlich heisst es im Reusstal, der Föhn vermöge in zwei Tagen mehr als der liebe Gott und die Sonne in zwei Wochen. Noch bis zur Zeit der Französischen Revolution war im Kanton Schwyz folgendes Gebet üblich: «Fön, mach-mi nid hön! Schad mr nid a Fach und Gmach! Du weisst ja, dass mers niemert macht.» Und schon Ulrich Bräker, der arme Mann im Toggenburg, prägte den Satz: «Der Wind fönt das Schneeli wider fort.»

Ich will mir Mühe geben, mich mit dem wunderlichen Burschen doch noch auf guten Fuss zu stellen.

Ernst Nägeli

DER ERBONKEL

Er besass nahezu alle jene Eigenschaften, die ein rechter Erbonkel haben muss in den Augen derer, die ergeben auf seinen Tod warten: Alt, ledig, geizig (wenigstens schien er den Neffen so), misstrauisch, wortkarg (jedenfalls sobald das Ge-

spräch um Vermögens- oder Erbangelegenheiten ging), absonderlich und unberechenbar sozusagen in jeder Beziehung — und das wichtigste: Kein Mensch wusste auch nicht einmal annähernd, wie reich er eigentlich war.

Nahezu vier Jahrzehnte hatte er in Amerika zu gebracht. Dann war er plötzlich zurückgekehrt, hatte sich zwischen den kleinen Bergbauern seines Heimatortes ein Häuschen, drei Landstücklein und zwei Kühe erworben und schien im übrigen mit dem Sprung vom legendären Grossfarmer aus Wisconsin zum beschaulichen Kleinbauer eines schweizerischen Bergnestchens zufrieden zu sein.

Seine Neffen Hans und Heiri waren es auch. Wisconsin lag weit weg. Nach Aussagen des verstorbenen Vaters sollte Onkel Johann in seiner Jugend nie gut getan und gewissermassen das Familienkreuz dargestellt haben. In Amerika komme er nun schon zu Geld und Verstand, hiess es jeweils. Ja, zu diesen kostbaren Dingen war der Onkel drüben sicher gekommen! Aber wie oft fiel über den Vernünftigsten im Alter nochmals eine grosse Jugenddummheit! Jetzt hatte man den Onkel wenigstens unter den Augen.

Liess er sich auch nicht in seine Angelegenheiten reden, so existierte, sollte sich eine grössere Schadensache anbahnen, doch die Appellationsmöglichkeit beim Gemeinderat. Das Haus und die Landstücklein hatte er ja nicht eben dumm gekauft, dieser Wert blieb, und das Barvermögen würde so ein alter Amerikafuchs gewiss nicht minder sicher angelegt haben.

Ja, dieses Barvermögen! Gut, dass man nicht wusste, wie hoch es eigentlich war. Sonst hätte man sich wohl viel zu verrückte Pläne geschmiedet. Einmal sagte Hans zwar etwas verdattert, er hätte munkeln gehört, der Alte versteuere weiter nichts als die Liegenschaft. «Sei du froh», klärte der Bruder ihn weltmännisch auf. «Oder wärst du dafür, dass jedes Jahr ein paar tausend an Steuern zum Teufel gingen? Dass er auf dem Steuerzettel nichts hat, ist gerade der Beweis dafür, dass er eben viel hat. Nur ein sogenanntes Finanzgenie kennt die rechten Hintertürchen. Vater hat doch immer gesagt, Onkel Johann sei einerseits ein Genie gewesen. Ein Genie — hörst du! Und dann vierzig Jahre drüben! Da wird einer ein Zweiküheheimetli doch quasi mit seinem Sackgeld bezahlen können.»

Auf jeden Fall nahmen die Brüder, soweit sie es nicht schon immer getan haben, ihr Leben jetzt sorglos. Hans, seines Zeichens Bauhandlanger, hatte einmal auf einen möglichen Familienstand hin zu sparen begonnen. Wirkte das jetzt, angesichts dessen, was kommen musste, nicht allzu spiessbürgerlich? Mit den paar Anschaffungen, bequem und schon lange erträumt, war das Ding rasch ausgeglichen. Ueber kurz oder lang kaufte man einen Bauernhof...

Heiri, den Gelegenheitstaglöhner (böse Zungen wandelten das Wort in Tagedieb) hatte des Onkels Rückkehr nicht in seinem Sparwillen zu beeinflussen vermocht. Nach einem Hausstand war sein Streben nie gegangen. Warum sollte sich noch mit Frau und Kind plagen, wer an den eigenen Durchkommenssorgen schon fast krepiente? Aber immerhin konnte man jetzt doch die alten Gläubiger mit gutem Gewissen trösten. Und bei ein paar neuen hatte man wieder Kredit. Wundervoll, wie sich doch das Auftauchen eines sagenhaften Amerikaonkels auf die schlappgewordene Hilfsbereitschaft der Mitmenschen günstig auswirkte!

Heimlich hatte jeder schon versucht, beim Onkel Johann vorsichtig auf den Busch zu klopfen. Der Onkel war jetzt fünfundsechzig. In diesem Alter muss ein gewöhnlicher Sterblicher auf alles gefasst sein. Hans vertrat im stillen die Meinung, dass zwecks besserer Anlage der grösste Teil des Vermögens in seine Hände gelangen sollte. Heiri würde das Geld doch nur verjubeln. Aber Heiri dachte: Mein Bruder schlägt sich ja aus eigener Kraft geradezu musterhaft durch! Warum soll ihn da ein Hunderttausender plötzlich zum faulen Hund machen? — Aber Onkel Johann, der etwas schwerhörig war, hörte anscheinend überhaupt nichts mehr, wenn jemand mit ihm über Finanzgeschäfte zu reden beginnen wollte. Natürlich, das gehörte zur Art grosser Finanziers: sich in Schweigen hüllen! So gaben die erblustigen Brüder ihre Bemühungen am lebendigen Objekt auf.

Und eines Tages war Onkel Johann dann wirklich gestorben.

Die Testamentseröffnung brachte nicht nur seine Neffen, sondern sein ganzes Heimatdorflein mehr oder weniger durcheinander. Denn die Idee von Hans und Heiri, einen steinreichen Erbonkel zu besitzen, hatte Schule gemacht. Jedermann vermutete hinter dem zurückgekehrten Sonderling ein geheimes Vermögen. Statt dessen war nichts da als das bescheidene Gütlein mit den zwei Kühen und

einigen hundert Franken Bargeld, verschrieben den beiden Neffen unter der Bedingung, dass das Gütlein nicht verkauft, sondern von den Erben bewirtschaftet werde.

«Dann ist es für den Heiri mehr eine Strafe als ein Glücksfall», munkelten die Dörfler.

Aber die Brüder glaubten das Spiel noch immer nicht verloren. «Geradezu weise war er, unser guter Onkel Johann!» sagte Heiri pathetisch. «Denk an die haarsträubenden Nachsteuern, Bruderherz! Er kann uns sein heimliches Vermögen natürlich nicht ‚offiziell‘ hinterlassen haben. Er vertraute auf unseren Spürsinn...» Mit Feuereifer begannen sie, in den Kellern zu suchen, nicht bevor sie sich gegenseitig heiligste Schweigepflicht gelobt hatten. Der Schwur sollte beiden zustatten kommen...

Denn nach einem Tag emsigster Such- und Grabarbeiten stiessen sie wirklich auf die erahnte Schatzgrube. Beiden schlug das Herz bis zum Halse hinauf. Rasch Hammer und Stemmeisen — den Deckel gesprengt! — Aber die Truhe war blass voll trockenen Sandes. Langsam, stumm vor Wut, schütteten sie den Inhalt auf den Kellerboden. Wenn man den nötigen Zement dazu kaufte, würde der Mörtel gerade ausreichen zum Zuflicken der Löcher, welche man auf der Suche nach einem heimlichen Tresor aus den Mauern gerissen hatte.

Da — ein gelber Briefumschlag auf dem Kistenboden! Schon hatten die Brüder beim Toten für eine stumme Verfluchung Abbitte geleistet. Der Sand diente den Bankpapieren lediglich zur Tarnung! klug, wie nur ein reicher und zugleich namenlos geiziger Amerikaonkel sein kann... Aber der gelbe Umschlag enthielt weder Sparhefte noch Obligationen. Ein weiteres, gewöhnliches Kuvert lag darin, und in diesem ein Brief. Es war ein Blatt Papier billiger Qualität, ohne Datum, ohne Anrede, ohne Adresse. Offenbar hatte der Schreiber nur mit einer einzigen, und gleich mit der richtigen Kategorie von Empfängern gerechnet. Folgende Worte in des reichen Onkels Schriftzügen standen darauf:

«Es tut mir leid, dass Eure fleissige Such- und Grabarbeit umsonst war. Damit ihr doch etwas habt, hier ein Ratschlag: Arbeitet weiterhin so fleissig wie heute, seid solid und sparsam, dann werdet Ihr's im Leben zu etwas bringen. Ich hätte es möglicherweise auch weiter gebracht, wenn ich nicht erst im Alter auf diese Weisheit gekommen wäre.»

Von diesem zweiten Erbe verrieten die Brüder, getreu ihrem Schwur, niemandem etwas. Blos der Geschichtenschreiber hat zufällig davon vernommen. Wenn er's hier nach Jahr und Tag ausplaudert, hofft er, der Hans und der Heiri werden ihm darum nicht gram sein. Denn sie sind inzwischen durch die Pflicht, welche ihnen das ererbte Heimetli auferlegte, und fast mehr noch durch den ererbten Rat eines vom Leben erzogenen Amerikaners, längst zu brauchbaren Mitgliedern unserer Menschengesellschaft geworden.

Kant war körperlich nicht sonderlich gross, und mit einem Schwerathleten hatte er nichts gemeinsam. Doch der Denker war persönlich tapfer und geistesgegenwärtig. Eines Tages stürzte in einem Laubengang ein offensichtlich wahnsinnig gewordener Metzger mit einem Schlächtermesser auf den Philosophen los. Kant blieb gelassen stehen und fragte ganz ruhig: «Ist denn heute Schlachttag, ich denke erst morgen soll geschlachtet werden.» Der Irre war ob der ihm unsinnig erscheinenden Rede so verdutzt, dass er das Messer einsteckte und davonrannte.

*

In einer Gesellschaft fiel eine Dame durch unablässiges, aufdringliches Gerede auf. Kant benutzte eine Atempause, um kühl zu referieren: «Eine Frau soll sein und nicht sein — wie ein Echo, wie eine Stadtluhr, wie eine Schnecke.» — «? ? ?» der Gesellschaft. — «Sie soll nur das Gehörte wiedergeben, aber soll sich nicht stets selbst hören; sie soll regelmässig sein, doch nicht überall gehört werden; sie soll häuslich sein, aber sie soll nicht überall herumkriechen.»

*

Kant lebte nach Grundsätzen, die er sich selbst erarbeitet hatte. Nie sprach er beim Gehen, um nur durch die Nase atmen zu können; er wohnte stets so, dass er immer den Löbenichtschen Turm vor sich hatte, während seiner Kollegs richtete er seinen Blick immer auf einen bestimmten Punkt. Er geriet einmal völlig in Verwirrung, als ein Studiosus in einem Rock erschien, an dem kein Knopf fehlte. Bislang hatte einer gefehlt — Kant hatte sich an diesem Nichts ausgerichtet.

*

In einer Gesellschaft, an der auch Kant teilnahm, erzählte man von einem berühmten Manne zahlreiche Anekdoten. In einer Pause bemerkte Kant: «Ich erinnere mich, ähnliche Anekdoten von einem anderen berühmten Manne gehört zu haben, aber das wundert mich gar nicht, grosse Männer sind wie hohe Kirchtürme, um beide ist gewöhnlich viel Wind.»

*

Kant wurde gefragt, warum er nicht geheiratet habe. «Mir ist es ergangen, wie es sich für einen Philosophen schickt: In jungen Jahren, da ich eine Frau hätte brauchen können, konnte ich keine ernähren, und jetzt, da ich eine ernähren könnte, kann ich keine brauchen.»

ITG.

Anekdoten um Immanuel Kant

«E I N E F R A U S O L L S E I N W I E . . . »

Um 1768 wohnte Kant bei dem Königsberger Verleger und Buchhändler Kanter, in einer Mandsardenwohnung. Er fühlte sich dort wohl. Professoren und Bücherfreunde trafen sich regelmässig in Kanters Buchladen. Eines Tages legte sich ein Nachbar eine Hühnerzucht zu, ein Hahn durfte nicht fehlen. Der Hahn krähte und krähte. Kant liess den Züchter bitten, den Hahn abzuschaffen, er störe ihn in seinen Gedanken. Der Besitzer weigerte sich. Kant verliess das gastliche Haus. «Warum?» ward er gefragt. «Der Hahn siegte über den Philosophen, das ist nun einmal der Welten Lauf.»